

# Beilage zu Nr. 129 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Gießen, den 31. Oktober 1891.

## Irthümer.

Roman von Karl Ed. Klopfer.  
(12. Fortsetzung.)

Er hätte der guten Dame kein größeres Kompliment als dieses machen können. Frau Eleonore dankte ihm auch mit der zierlichsten Verneigung, entzückt von dem Scharfblick des jungen Herrn Marsfeld, der ihre Vorzüge so wohl zu schätzen wußte.

„Leider kenne ich keinen einzigen der Herren, die seit früher mit unserem Hause in Verbindung stehen. Sie werden die Freundlichkeit haben, mich erst vorzustellen. — Wer gehört denn so zu den hervorragendsten Gästen unserer Firma und Familie? Ich möchte mich über diese doch ein wenig informirt zeigen.“

Entsprechend ihrer persönlichen Reizung nannte Frau Weller natürlich die beiden Namen zuerst, deren Träger ihr besonderes Wohlwollen genossen.

„Da haben wir vor Allen den Herrn Commerzienrath und Stadtrath Jeremias Schlittchen, einen Mann von Distinktion und Würde, der sich rühmen darf, zu den allerintimsten Freunden Ihres seligen Herrn Vaters gezählt worden zu sein.“

„Bitte — weiter!“

„Dann den jungen Staatsanwalt Doktor Theodor Möller, welcher —“

Sormann ließ den silbernen Löffel auf die Untertasse fallen und unterdrückte nur mühsam einen Ausruf. Er fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht, um seiner Nachbarin die Blässe zu verdecken, die er plötzlich auf seinen Wangen fühlte. Glücklicherweise fuhr Frau Eleonore in ihren Auskünften so unbefangen fort, daß sie gar nicht bemerkte, daß Heinrich vor sich hinstierte, ohne auf ihre Worte zu hören, was sie sonst gewiß als einen Mangel an gutem Ton sehr übel aufgenommen hätte.

„Wie nannten Sie den Staatsanwalt?“ fragte er, nachdem sie endlich die lange Reihe der Gäste erschöpft hatte.

„Doktor Möller. O, ein sehr charmanter junger Mann, den Ihr Herr Vater stets hochachtete. Er und seine liebenswürdige Gemahlin sind sehr oft die Gäste Herrn Marsfelds gewesen.“

„Ach ja, er ist verheirathet — Sie sagten es ja vorhin schon, wenn ich recht gehört habe.“

„Ja, Frau Doktor Möller ist seit ungefähr drei Jahren seine Gattin. Sie ist die Tochter eines Danziger Handelsmanns, der mit dem Vater des Doktors sehr befreundet sein soll.“

„Aha!“ Sormann lächelte eigenthümlich vor sich hin, als er hier das als eine Neuigkeit vernehmen mußte, was er doch so gut wußte. Bei der Erwähnung Olga's strömte plötzlich alles Blut zum Hirn. Und er hatte doch geglaubt, alles das längstens überwunden zu haben! Oder war es doch nur die Furcht, von dem Ehepaar erkannt zu werden, die ihn so erregte?

Gewiß so war's! Nach und nach lehrte damit auch sein sicheres Selbstbewußtsein zurück. Er überdachte nochmals, daß ihn die Jahre stark verändert hatten, daß besonders Theodor wenig Verkehr mit ihm gepflegt habe und sich nicht mehr seiner erinnern werde, ferner, daß Jedermann einen solchen Betrug, wie er ihn ausgeführt, nicht auf eine bloße Aehnlichkeit hin vermuthen werde, und endlich, daß er ja Frau Weller als Werkzeug benutzen könne, um die fabelhafte Aehnlichkeit, die Robert Marsfeld mit Heinrich Sormann theilte, entsprechend hervorheben zu lassen, was jeden aufsteigenden Verdacht sofort niederzuschlagen mußte.

Er ging auch bei der nächsten Gesprächswendung direkt auf jenes Ziel los und nahm Gelegenheit, Frau Weller nach passender Einleitung auf seinen Jugendspielen Heinrich Sormann zu bringen, der ja hier im selben Hause mit ihm aufgezogen worden sei.

Während Heinrich in seinem Zimmer die Toilette vollendete, die er dem Empfange der Gäste angemessen erachtete, besorgte die rührige Frau Eleonore das Nöthige, um die Letzteren von der verfrühten Ankunft des Herrn Robert Marsfeld verständigen zu lassen.

Als der Hausherr den großen Empfangsalon betrat, verfehlte er nicht, Frau Weller seine Anerkennung auszusprechen über das geschmackvolle Arrangement, das er hier fand. Der Saal war prachtvoll ausgestattet, gleichsam als solle er jedem Gaste ein Zeugniß von dem Reichthum des Hauses geben.

„Ich wollte, wir sähen schon beim Markgräfler und Mersteiner,“ sagte Sormann seufzend, „und der offizielle Theil dieses Frühstück's wäre vorüber!“

„Sie zeigen ja eine förmliche Scheu vor Ihren Gästen!“ meinte Frau Weller etwas pikirt.

„Weil ich keinen einzigen davon kenne. Es ist wahrscheinlich komisch, wie ich mich in meinem eigenen Hause von Leuten begrüßen lassen muß, als wäre ich der Gast und sie die Wirthe. Aber das kommt davon, wenn man der Heimath fremd geworden ist! Sind's doch schon achtzehn Jahre, daß ich dieses Haus ver-

ließ, und so bin ich hier ein Fremdling geworden. Keiner erinnert sich meiner, wie auch ich mich an Keinen zu erinnern vermag!“

„Doch, doch!“ rief Frau Eleonore lebhaft. „Einer dürfte sich noch finden. Ach, daß ich erst jetzt daran denke!“

Sormann hielt in seinem Gang durch das Zimmer inne und sah die Sprechende erschreckt an. Dann wandte er sich ab.

„Wer soll das sein?“

„Ein alter Diener Ihres Hauses, der es als den letzten Wunsch seines Lebens betrachtet, Sie noch sehen zu können. Von Tag zu Tag hoffte der alte Fabian auf diese Stunde.“

„Der alte Fabian, wahrhaftig? Der lebt noch?“

„Es war nicht gerade der Ton der Freude, mit welchem Heinrich diese Worte ausrief.“

„Ein fast neunzigjähriger Greis. Er ist gelähmt und halb taub. Er kann dem jungen Gebieter nicht mehr entgegen eilen; er ist an seine Stube gefesselt.“

Sormann überlegte. Ein neunzigjähriger Greis? Gebrechlich und wohl auch schwachsinzig? Was sollte er von dem zu fürchten haben?

„Ich werde ihn aufsuchen,“ sagte er nach einer Weile. „Der gute Alte soll nicht länger auf mich warten. Ehe die Herren ankommen, kann immerhin noch eine halbe Stunde vergehen. Ich könnte sie nicht besser ausfüllen, als mit diesem Alt der Pietät. Bitte, führen Sie mich zu ihm!“

Er trat wenige Minuten darauf bereits mit Frau Weller in die Stube, die dem alten Diener angewiesen war.

In einem großen altmodischen Lederlehnstuhl saß die gebrechliche, gekrümmte Gestalt, den Unterleib in wollene Decken gehüllt, den zitternden Arm auf das neben dem Lehnstuhl stehende Tischchen gestützt, wo die Glocke, welche die Magd herbeirief, im Bereich seiner Hand war. Das Gesicht war auf die Brust gesunken, man sah nur die von tausend Runzeln durchzogene Stirn des Alten und den fahlen, glänzenden Scheitel, den spärliche silberweiße Haarbüschel umrahmten.

Er schien das Geräusch der Eintretenden nicht zu hören, denn er rührte sich nicht. Man hätte ihn für schlafend oder gar für todt halten können, wenn nicht in abgebrochenen Sätzen ein dumpfes, unverständliches Murmeln hörbar gewesen wäre, das aus der eingesunkenen Brust wie aus dem Grabe zu tönen schien.

Sormann ging zögernd auf ihn zu.

„Fabian,“ sagte er halblaut, „da bin ich nun! Ich freue mich, Euch wiederzusehen. Wie geht es Euch? Kennt Ihr mich denn nicht?“

Er legte seine Hand dem Greis auf die Schulter, der unter dieser Bewegung aufzuwachen schien. Er hob den Kopf und sah den vor ihm Stehenden mit träben Augen starr an. Seine Lippen zitterten.

Sormann schauerte unwillkürlich zusammen, als er dieses mumienhafte Gesicht auf sich gerichtet sah.

„Es ist Herr Marsfeld,“ rief ihm Frau Weller ins Ohr, „der junge Herr Robert Marsfeld, der Euch zu besuchen gekommen ist.“

Fabian wandte das welke Gesicht der Sprecherin zu, als habe er sie nicht verstanden. Die Lebhaftigkeit, die er zum Erstaunen der Hausgenossen noch vor einigen Tagen gezeigt hatte, schien mit einem Male verloschen, wie das letzte Aufflackern eines verglühenden Dochtes.

„Kennt Ihr denn nicht mehr Euren jungen Herrn?“

„Der — junge Herr —“ stammelte der Greis, wie sich bestümmend, „mein Gott — der junge Herr — der junge — Herr! Ja, ja, er ist nun — auch todt.“

„Morgen — tragen wir ihn hinaus — auf den Gottesacker — in die Gruft, zur gnädigen — Frau. Sie wartet — auf ihn. — Ja, nun liegt auch er — im Sorge. — Aber hört, macht den Deckel — noch nicht zu — ich will ihn noch einmal sehen.“

„Was schwagt Ihr nur da. Wir sprechen ja nicht vom alten Herrn.“

„Vom alten Herrn?“ unterbrach er sie hastig. „Der ist ja schon seit sechzig Jahren todt. Ja, ich — ich hab' ihn — die Augen zugebrückt, hab' den kleinen Edmund — getröstet, hab' ihn gehegt und gepflegt. Und auch die Frau Mutter — ist gestorben, alle, — alle — sind gestorben. — Nun auch der junge Herr Edmund.“

„Er spricht von Ihrem seligen Herrn Vater,“ flüsterte Frau Weller Heinrich zu, der schweigend vor dem Alten stand. „Er meint mit dem alten Herrn wahrscheinlich den Herrn Großpapa, bei dem er ja auch schon lange gedient haben soll.“

„So ist es. Der Arme hat kein Gedächtniß mehr für mich. Er lebt nur noch in seinen alten Erinnerungen. Lassen wir ihn zufrieden. Vielleicht ist er ein andermal bei klarerem Geiste.“

Sormann athmete erleichtert auf, als er wieder auf dem Korridor stand.

Da vernahm er schon Schritte im Hausflur. Es waren die erwarteten Gäste.

## XII.

In einem Hause der eleganten Goethestraße war eine junge, blühende Frau damit beschäftigt, den Tisch im Speisezimmer zu decken. Jede ihrer Bewegungen verrieth, daß sie als Hausfrau hier walte.

Von Zeit zu Zeit unterbrach sie sich, um einen liebevollen Blick auf ein allerliebstes, etwa zwei-jähriges Mädchen zu werfen, das in einer Ecke am Kindertischchen saß und mit einer großen Puppe ein leises Zwiegespräch zu halten schien.

Jetzt blickte die junge Frau mit dem Ausdruck der Befriedigung auf den Tisch, glättete das Tafeltuch mit sorgfamer Hand und ließ sich auf das Sofa nieder.

„Räthchen, komm' zur Mama!“

Augenblicklich ließ das Kind seine Puppe im Stich und eilte zur Mutter, die das kleine Geschöpf lächelnd an sich drückte.

„Nun, Räthchen, bist Du noch nicht hungrig? Oder willst Du auf den Papa warten, um mit ihm die Suppe zu essen?“

Räthchen schien unerschrocken. Es wäre ihr allerdings nicht unwillkommen gewesen, schon jetzt ihren Appetit zu befriedigen, andererseits aber wußte sie aus Erfahrung, daß der Papa weit nachsichtiger war im Punkt ihrer Abneigung gegen die Mittagssuppe, die sie mit der ganzen Kraft ihrer zwei Lebensjahre verabscheute.

Die Mutter redete ihr zu, da sie die Gedanken des kleinen Schalls wohl errath, und suchte die ihr nur zu gut bekannte Abneigung zu bekämpfen.

Unter diesen diplomatischen Verhandlungen zwischen Mutter und Tochter rückte die Zeit allmählich vor. Jetzt wurde draußen im Vorzimmer die Klingel der Korridorthür hörbar.

„Der Papa, der Papa!“ jubelte die Kleine bei diesem Klang und kletterte vom Schoß der Mutter herab.

Auch diese hatte sich erhoben und ging zur Thür. Es war wirklich der Papa, der eintrat. Er küßte die kleine Tochter, die ihm entgegengeekelt war, um sich an ihn zu hängen, auf die frischen, lachenden Lippen, dann gab er den Kuß, den er von dem Kinde genommen, auf kurzem Wege an die Mutter ab, während er Rock und Hut weglegte.

„Endlich, Theodor,“ sagte die junge Frau, ihn am Arme zum Tisch führend. „Das Frühstück scheint etwas lang geworden zu sein.“

„Ja, liebe Olga,“ erwiderte Theodor, „es gab da viel zu thun: Bekanntschaften zu machen oder zu erneuern, Begrüßungsreden anzuhören, selbst einige offizielle Tiraden zu dreheln — und was eben sonst zu einem Dejeuner mit obligaten Trinksprüchen bei Champagner und Rheinwein gehört.“

Während das Dienstmädchen die Suppe auftrug, entwarf der junge Ehemann eine oberflächliche Schilderung der Feierlichkeit, deren Schauplatz am Vormittag das Haus Marsfeld gewesen war. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß die Person des jungen Handelsmanns, dessen Ankunft sich mit allgemeinem Interesse entgegengesehen worden war, eine eingehende Beschreibung erfuhr.

„Denke Dir, Olga, wie sonderbar oft der Zufall spielt! Dieser Herr Robert Marsfeld, nebenbei gesagt ein ganz netter, lebenswürdiger Mann mit sehr viel Takt und Anstand, ist seiner Zeit sehr innig befreundet gewesen mit jenem Sormann, na, Du erinnerst Dich doch?“

Das leichte Roth, das in den Wangen Olga's aufstieg, und der finstere Ausdruck in ihren Blicken beantwortete die Frage des Gemahls in bejahendem Sinne.

„Ich erfuhr dies von unserer lieben Gönnerin, von Frau Weller,“ fuhr er lachend fort. „Gleich als ich Marsfeld vorgestellt wurde, fiel mir ein unbestimmtes Etwas in seinem Gesicht, an seiner ganzen Person auf, das mir so bekannt vorkam; nur konnte ich trotz allen Nachdenkens nicht ins Klare kommen, was dies eigentlich sei. Endlich fragte ich ihn geradezu, ob ich nicht zufällig einmal an einem anderen Orte seine flüchtige Bekanntschaft gemacht habe. Er verneinte, bemerkte aber sogleich, daß ich vielleicht durch eine gewisse Aehnlichkeit verführt werde. Wir sprachen dann von seinen Reisen. Er war in früheren Jahren in London und sogar in Brasilien gewesen, wo er ein etwas lockeres Leben geführt hatte, das eben den Anlaß zu dem tiefgehenden Zerwürfniß bildete, welches ihn so lange vom Vaterhause fernhielt. Dies bot der gefühlvollen Frau Weller einen willkommenen Anlaß, das Andenken des alten Marsfeld zu betrauern. Von ihr erfuhr ich dann auch, daß Robert mit dem ehemaligen Disponenten Deines Vaters die ersten Jugendjahre gemeinsam verlebt habe.“

(Fortsetzung folgt.)